

Bezwungen, aber nicht gebrochen

Schon kurz nach der Niederlage in Wimbledon schaut Roger Federer wieder vorwärts – er will zurückkehren

DANIEL GERMANN, LONDON

Da sass er nun also; frisch geduscht, das Haar akkurat gescheitelt. Er war bemüht, ebenso kompetent, ebenso ausführlich Auskunft zu geben, wie er das bei den vielen Gelegenheiten zuvor getan hatte. Doch einfach war das nicht.

Roger Federer trieb ein einziges Gefühl um, und er scheute sich auch nicht, dieses offen auszusprechen: «Ich bin enttäuscht, tief enttäuscht.» Der Traum von einem neunten Wimbledon-Titel, von einem 21. Grand-Slam-Sieg ist geplatzt. Abgeprallt am Südafrikaner Kevin Anderson. Fast drei Sätze lang hatte das Ganze nach dem üblichen Business ausgesehen: Federer serviert, Federer punktet, Federer gewinnt. Nach gut zwei Stunden kam er zum ersten Matchball. Anderson servierte, rückte ans Netz vor, und Federer verschlug den nötigen Passierball. Es war kein einfacher Fehler. Aber es blieb ein Fehler, den er am Ende teuer bezahlte.

Ein fataler Doppelfehler

Allzu viele Gelegenheiten hatte Federer danach nicht mehr. Der Match dauerte zwar noch mehr als zwei Stunden, allein der fünfte Satz zog sich über 90 Minuten hin. Doch Anderson machte nach dem schwachen Start kaum noch Fehler. Der Entscheidungssatz wurde zum Nervenspiel. Federer kam beim Stande von 4:3 noch einmal zu einem Breakball. Dann offerierte seinem südafrikanischen Gegner beim Stande von 11:11 seinerseits eine Gelegenheit – mit einem Doppelfehler, dem einzigen im ganzen Match notabene. Anderson nutzte die Gelegenheit und servierte den Match danach nach Hause.

Im vergangenen September hatte er am US Open im Alter von 31 Jahren den ersten Major-Final erreicht und dort im Final gegen Rafael Nadal verloren. Doch der Sieg über Federer, auf jenem Platz, den die Karriere des Schweizlers wie kein anderer geprägt hatte, ist wohl das herausragende Ereignis in seiner Karriere. Er werde den Match nie mehr vergessen, sagte Anderson.

Und dasselbe wird wohl auch für Federer gelten. Er war vor gut zwei Wochen nach London gereist, um das Turnier zu gewinnen. In den ersten vier



Für einmal nur Durchschnitt: Roger Federer am Mittwoch in Wimbledon.

ANDREW BOYERS / REUTERS

Partien war er makellos geblieben. Doch am Mittwoch stimmte etwas nicht. «Ich merkte es von Anfang an. Ich konnte mich nicht steigern.» Federer spielte keinen schlechten Match. Durchschnittlich, sagte er, sei er gewesen. Meist reicht ihm das, um trotzdem zu gewinnen.

Doch diesmal hatte er das Pech, auf einen Gegner zu treffen, der besser spielte, als die meisten das erwartet hatten. Anderson punktete nicht nur mit dem Service. Vor allem im dritten und vierten Satz dominierte er die Ballwechsel. Federer machte ungewöhnlich viele Fehler mit der Vorhand. Der Aufschlag hielt ihn im Spiel. Er konnte am Ende nicht einmal mit Sicherheit sagen, in welchem Moment ihm der Match entglitten war: «Vielleicht war es nach dem vergebenen Matchball, vielleicht danach, als er mich zum 6:5 breckte.»

Der Baselbieter wird nur kurz pausieren. Bereits im August wird er in die nordamerikanische Hartplatzsaison einsteigen – wahrscheinlich in Cincinnati. In gut sieben Wochen wartet der nächste Saisonhöhepunkt, das US Open in New York. Federer wird dann 37 Jahre alt sein. Am 8. August feiert er Geburtstag. Doch Müdigkeit scheint er weiterhin keine zu spüren. In Stuttgart und Halle hatte er innerhalb von zwölf Tagen neun Partien bestritten und sich danach müde gefühlt. Doch nun in Wimbledon war er erholt und fit. «Ich hatte ein gutes Gefühl und war froh, genügend Matches gespielt zu haben. Ich denke, meine Planung mit einem Konditionsblock vor der Rasensaison hat sich auszahlt. Ob ich allerdings nächste Saison wieder alles gleich machen werde? Es hängt auch davon ab, was ich in der Sandplatzsaison

spielen werde. Aber überspielt war ich hier sicher nicht.»

Ungebrochene Tennis-Lust

Dass Federer schon unmittelbar nach der Niederlage, die ihn fraglos schmerzte, von der nächsten Saison sprach, zeigt: Seine Lust auf Tennis ist ungebrochen. So etwas wie Abnützung scheint er nicht zu kennen. Nur fünf Mal in seiner mittlerweile 20-jährigen Profikarriere hat er einen Match nach einer 2:0-Satzführung noch verloren. Doch das Wort «nur» wollte er nicht stehenlassen. Das sei viel, viel zu viel, sagte er. «Doch manchmal gibt es einfach solche Tage, an denen einem ein Match zwischen den Händen zerrinnt, ohne dass man weiss, warum. Federer verliess Wimbledon bezwungen, aber nicht gebrochen.

Kommentar

Favorit für die Ewigkeit

DANIEL GERMANN

Roger Federers 20. Wimbledon-Turnier endete im Viertelfinal praktisch aus dem Nichts. Der Baselbieter hatte sich zuvor ohne Satzverlust und in verblüffender Leichtigkeit durch die ersten Runden gespielt. Keiner der acht Viertelfinalisten hatte weniger Zeit auf dem Court verbracht (6:08 Stunden). Er begann auch den fünften Match gegen Kevin Anderson nahezu perfekt, gewann acht der ersten neun Punkte und den ersten Satz in 26 Minuten 6:2. Im dritten kam er beim Stande von 5:4 zu einem Matchball. Doch dann kam der Bruch.

Es ist nicht das erste Mal, dass Federer nach einer 2:0-Satzführung noch verliert. Es ist zuvor viermal passiert, darunter 2010 hier in Wimbledon im Viertelfinal gegen den Franzosen Jo-Wilfried Tsonga. Doch keine der Niederlagen kam unvermittelt als jene am Mittwoch: In vier Matches zuvor hatte er gegen Anderson keinen Satz abgegeben.

Doch trotz der überzeugenden Leistung in den Runden zuvor in Wimbledon kam die Niederlage nicht aus dem Nichts. Anderson spielt momentan das beste Tennis in seiner Karriere, und Federer fehlt in dieser Saison jener Anstrich von Unantastbarkeit, die ihn vor einem Jahr durch die erste Saisonhälfte begleitet hatte. Er verlor in Indian Wells gegen den Argentinier Juan-Martin Del Potro, in Miami in der zweiten Runde gegen den Australier Thanasi Kokkinakis und schliesslich vor zweieinhalb Wochen im Final von Halle gegen den Kroaten Borna Coric.

Federer hat in den vergangenen ein- einhalb Jahren seit seinem Comeback praktisch alles erreicht, was er zu erreichen versuchte. Er gewann drei von vier Grand-Slam-Turnieren, an denen er teilnahm. Er wurde als ältester Spieler in der Geschichte noch einmal die Nummer 1 im Ranking. Nun verlässt er Wimbledon als grosser Verlierer. Doch er tut das nur deshalb, weil er hier noch immer als Top-Favorit antritt – und das mit bald 37 Jahren. Ein Journalist fragte ihn, ob er in Wimbledon noch unerledigte Geschäfte habe. Das hat er nicht; wie könnte er auch als achtfacher Sieger. Trotzdem will er im nächsten Jahr zurückkehren. Er wird es wieder als Favorit tun.

Eine Weltmeisterin optimiert sich selbst

Die Ruderin Jeannine Gmelin hat sich mit ihrem Aufstieg selber überrascht – jetzt merkt sie, dass ganz oben vieles anders ist

PHILIPP BÄRTSCH

Jeannine Gmelin ist im vergangenen Jahr zur weltbesten Ruderin aufgestiegen. Sie gewann die Goldmedaille an den Weltmeisterschaften und jedes andere Rennen, zu dem sie antrat, und sie wurde vom Weltverband als Ruderin des Jahres ausgezeichnet. Vier Jahre zuvor war sie noch nicht einmal für das Schweizer Nationalkader gut genug gewesen.

«Ich hatte nie damit gerechnet, irgendwann an einem solchen Punkt zu sein, das überstieg meine Vorstellungskraft», sagt Gmelin, 28-jährig, ungeschlagen auch im neuen Jahr – Erste an der Weltcup-Regatta in Belgrad, Erste an der Weltcup-Regatta in Linz, Erste an der geschichts- und prestigeträchtigen Henley Royal Regatta auf der Themse – und am Wochenende Top-Favoritin an der Weltcup-Regatta in Luzern.

Acht Monate in der Schwebel

Den schnellen Erfolg gibt es nicht in dieser Sportart, und doch ist es bei Jeannine Gmelin irgendwie schnell gegangen. In die vergangene Saison war sie als Olympia- und WM-Fünfte gestartet, vor der laufenden galt sie als die Frau, die es zu schlagen gilt. Gmelin empfand den Einstieg unter den neuen Vorzeichen als mental wesentlich anspruchsvoller. «Ich setzte mich ziemlich unter Druck, ich hatte das Gefühl, als Weltmeisterin

müsse ich fast gewinnen.» Genau acht Monate lagen zwischen dem WM-Final in Florida zum Saisonabschluss und dem Weltcup-Vorlauf in Belgrad zum Saisonstart, acht Monate ohne direkten Vergleich, acht Monate, in denen sich Gmelin manchmal fragte, ob sie wohl immer noch sei, was sie geworden war: schneller und besser als alle anderen.

Schneller und besser als alle anderen – so etwas würde Gmelin nie von sich sagen, dafür ist die Zürcher Oberländerin zu bescheiden. Sie distanzier sich von der Anschauung, sie sei nun die Gejagte statt eine Jägerin, «ich jage immer noch, vielleicht nicht mehr so sehr die, die schneller sind, aber meine Ziele und Träume». Gmelin will nicht mit anderen Augen gesehen werden als vorher. «Statutzeug ist mir sehr unwichtig», sagt sie. Was nach antrainierter Sportlerinnen-Rhetorik klingt, kommt bei ihr aus dem tiefen Innern.

Gmelin mag jetzt Weltmeisterin sein, aber angekommen ist sie noch nicht, sondern mitten auf dem Weg. Das ganz grosse Ziel sind die Olympischen Spiele 2020 in Tokio, «dann wird nicht mehr relevant sein, dass ich 2017 Weltmeisterin wurde; darum vergesse ich es besser». Was 2017 gereicht habe, um den WM-Titel zu gewinnen, werde heuer nicht mehr reichen, glaubt Gmelin. Das Niveau an der Spitze steigt mit jedem Jahr, das Olympia näherkommt. Es trifft sich also gut, dass sie sagen kann, sie sei physisch



«Ich jage immer noch.»

Jeannine Gmelin
Ruder-Weltmeisterin
im Skiff

noch einmal stärker geworden. Das Verbesserungspotenzial muss Gmelin im Kleinen suchen. Mehr Training geht nicht, aber die Qualität lässt sich noch um Nuancen steigern. Im Frühling hat sich Gmelin Tipps von einem englischen Sternekokch geholt, der mittlerweile als Ernährungsberater von Spitzensportlern arbeitet. Gmelin trägt nun eine Uhr, die in der Nacht die Schlafphasen aufzeichnet. Sie hat doch noch die Autoprüfung gemacht, um die neuen Verpflichtungen als Vorzeigethletin ihrer Sportart effizienter wahrnehmen zu können.

«Aber ob das viel bringt?»

Spitzensport ist oftmals Selbstoptimierung in Extremform, doch für Gmelin soll Selbstoptimierung nicht zur Obsession werden. So bleibt sie locker, wenn sie ihre Ernährungsweise an Regatten nicht konsequent durchziehen kann, weil Hotelküchen in der Regel nicht darauf ausgerichtet sind. So sammelt zwar auch sie allerhand Daten, «aber ob das viel

bringt? Dass ich zurückschauen und vergleiche, kommt jedenfalls selten vor.»

Jahrelang wusste Gmelin ziemlich genau, was ihr noch fehlte, was sie noch alles zu tun hatte, um international konkurrenzfähig zu werden. Doch was macht eine, die niemanden mehr vor sich hat? «Mittlerweile muss ich sehr genau hinschauen, was meine Hausaufgaben sind», sagt Gmelin. Die Basisarbeit verändert sich kaum, Training, Training und nochmals Training, sechs Tage pro Woche, meist drei Einheiten pro Tag,

dreissig Stunden insgesamt. «Irgendwann wird das zu einem gewissen Grad langweilig», sagt Gmelin. Dass ihr der Sport bald verleiden könnte, glaubt Gmelin aber keinesfalls. «Davor habe ich wirklich keine Angst.» Man müsse aushalten können, dass es nicht immer spannend sei und neu und speziell, sondern dass Monotonie aufkomme. «Und die Vergangenheit hat mir gezeigt, dass mich das Rudern immer wieder vor neue Herausforderungen stellt, mit denen ich nicht gerechnet habe.»

Neue Sponsoren? Denkste!

phb. · Es soll ja immer noch Menschen geben, die in dem Glauben leben, nach einem WM-Titel in einer olympischen, in der Schweiz gut verankerten Sportart wie Rudern würden Sponsoren dem neuen Champion die Tür einrennen.

Jeannine Gmelin ist die weltbeste Athletin ihres Fachs und eine der grössten Hoffnungsträgerinnen des Schweizer Sports für die Olympischen Spiele 2020 in Tokio. Gut neun Monate nach dem Gewinn der WM-Goldmedaille im Skiff sagt sie: «Finanziell nichts verändert.» Die Ausnahme: Eine Zürcher Garage stellt der Neulenkerin ein Auto zur Verfügung.

Gmelin lebt weiterhin von einer der 50-Prozent-Zeitmilitärstellen für Spit-

zensportler der Armee sowie von den Beiträgen der Stiftung Schweizer Sporthilfe. Sie wird jetzt angefragt für Referate über ihren Karriereweg oder für eine 1.-August-Rede, «aber mehr Anfragen potenzieller Sponsoren habe ich nicht». Ernüchtert sei sie deswegen nicht, ein bisschen erstaunt aber schon. «Hätte ich ein Problem damit, hätte ich mir früher Gedanken machen müssen, ob Rudern der richtige Sport ist für mich», sagt Gmelin. Tatsächlich kann man sich fragen, was eine auf allen Kanälen kommunikative Sportlerin mit interessanter Persönlichkeit denn noch alles leisten muss, um aus dem Sponsoring eine namhafte Einnahmequelle machen zu können.